

Film

Purer Zauber

Wolfram Knorr

Le chant des forêts (F 2026):
Dokumentarfilm von Vincent Munier

Nach den meisten Tierfilmen rappelt man sich tief gerührt aus dem Kinossessel hoch. Bei den Filmen des Franzosen Vincent Munier, vor allem bei seinem jüngsten Werk, «Le chant des forêts», ist das anders, da kommt man aus dem Staunen kaum mehr heraus, mit welcher respektvoller Distanz und zugleich grosser Zuneigung

Mit extremer Geduld und kontemplativer Ruhe offenbart der Film eine komplexe Natur.

er Fauna und Flora zum Kinoerlebnis macht. Bei ihm gibt es kein «Bambi», das – unsichtbar – lange einen Stammplatz hatte, hinter all den süssen Tieren, die der graumelierte Bernhard Grzimek präsentierte.

Windelweich vor Rührung

Das war in den behaglichen 1950er und 60er Jahren, mit dem Beginn des Tierschutzes, für den dieser Grandseigneur mit seiner beliebten TV-Sendung «Ein Platz für Tiere» und dem Oscar-prämierten Dokfilm «Serengeti darf nicht sterben» zärtlich sorgte. Seine Sendun-

gen und die seines Kollegen Heinz Sielmann («Expeditionen ins Tierreich») waren Quotenhits. Sie spielten mit dem Menschen im Tier, unterschoben seinen Instinkten moralische und sentimentale Motive. Das gefiel, hatte nur mit Natur- und Tierschutz wenig zu tun, eher mit «Daktari», «Flipper», «Lassie» und Co. Lorient machte sich mit seinem «Steinlaus»-Sketch darüber lustig.

In den 1970er Jahren mistete der scharfzün- gige Horst Stern («Sterns Stunde») den Grzimek-Stall aus und schockte mit «Bemerkungen über das Hausschwein» oder «Bemerkungen über den Rothirsch» («Man rettet den deutschen Wald nicht, indem man «O Tannenbaum» singt»). Allerdings wurde Stern nicht gerade zum neuen Publikumsliebbling. Im Gegenteil, er galt als «Ketzer» («Wild und Hund»), der mit Bildschnitten seine kritischen Beiträge polemisch manipulierte.

Genau damit war der Kern aller Tierfilme getroffen, auch jener, die auf Moderatoren verzichten, aber die Montage gnadenlos einsetzen, um «Bambi» in die Wirklichkeit zu transferieren und zu dokumentieren, wie menschlich Tiere sind, bis der Zuschauer windelweich vor Rührung wird. «Es stimmt einfach nicht», so Horst Stern, «dass Bilder immer die Wahrheit widerspiegeln, das tun sie mitnichten. Viele Bilder bedürfen eines relativierenden Kommentars. Der ist aber völlig in den Wind gesprochen, wenn die Bilder so stark sind, dass sie die Gefühle der Zuschauer total überschwemmen.»

Vincent Munier, preisgekrönter Tierfotograf und Dokumentarfilmer, ist davon weit entfernt und schlägt die Zuschauer dafür richtig

in Bann. 2021 gelang ihm das mit «La panthère des neiges» («Der Schneeleopard»), den er im Hochland von Tibet nach geduldigem Warten vor die Linse bekam; er wurde dafür mit dem César ausgezeichnet. Mit «Le chant des forêts» kehrte er zurück in die heimischen Wälder, in die Vogesen, um sich weit weg von jeglicher Exotik der Fauna und Flora zu widmen, die kaum noch wahrgenommen wird.

Betörende Magie

In Begleitung seines Vaters und seines halb- wüchsigen Sohns Simone pirscht sich Munier durch eine Waldlandschaft, die eine verblüffende Wundersamkeit offenbart. «Wenn Menschen die Natur erklären», sagt der Grossvater zu Simone bei flackerndem Kerzenlicht in einer Hütte, «musst du vorsichtig sein. Sie ist nämlich keine Mathematik.»

Was wie eine romantische Elegie wirken mag, ist eine Reise zurück in die Entdeckung der Langsamkeit. Mit extremer Geduld und kontemplativer Ruhe offenbart der Film eine komplexe Natur, ein Zusammenspiel zwischen Wald und Tier.

«Le chant des forêts» beginnt in tiefer Schwärze, aus der sich langsam wattiger Nebel herausbildet und Tannenwipfel erkennen lässt. Es sind Szenen von betörender Magie. Angeführt von Michel Munier, dem Vater von Vincent, dringt das Trio in die Wälder. Die Kamera bleibt auf Distanz, wenn Tiere vor die Linse kommen, selbst als plötzlich Hirsche fast zum Greifen nahe, mit tiefem Geblöke vorbeistreichen. Der Wald wird zum Klanggewölk. Da schwirrt und poltert, girrt und knorzt und hämmert es, geraten Füchse, Uhus, Vogel- schwärme ins Bild.

Achthundert Nächte hat Vincent Munier im Wald verbracht und sogar einen extrem scheuen Luchs «erwischt». Muniers Filme manipulieren nicht, sie sind purer Zauber. Mit dem Staunen eines der Natur Entfremdeten nimmt er ein Leben wahr, das sich lauernd im Unterholz bewegt, in den Baumhöhlen hockt, übers Wasser schwebt. Ein faszinierendes Schauspiel, eine Schule des Sehens.

Auf den König der hiesigen Wälder, den geheimnisvollen Auerhahn, der sich wie ein roter Faden durch den Film zieht, wartet das Trio vergeblich. Er ist aus den Vogesen verschwunden. Um dem Enkel ein lebendes Exemplar in freier Wildbahn zu zeigen, reisen sie nach Norwegen. Hier greift Vincent Munier dann doch zu ein paar typischen Tierfilm-Manipulationen, die seinem Werk sofort die fluide Zauberkraft nehmen. Aber sein Film bleibt eine meditative, grosse Liebeserklärung an die Natur.



Schule des Sehens: Szene aus «Le chant des forêts».



Heiterkeit und Grimassen: Satiriker Winter.

Podcast

«Hallo, liebe Messerstechende»

Daniela Niederberger

Winters Woche: Wöchentliche satirische Strassenumfrage mit Achim Winter. Sonntags als Video-Podcast auf kontrafunk.radio

«Wenn Achim Winter in deutschen Fussgängerzonen auftaucht, dann gibt es was zu lachen», so die Eigenwerbung von Radio Kontrafunk. Das stimmt, aber diesmal (Folge 111) ist es gemischt mit Grauen – und das nicht wegen Achim Winter. Dieser grüsst gutgelaunt mit der Wollmütze hoch auf dem Kopf vom Frank-

«Winters Woche» wird immer beliebter. Das Lachen bleibt einem beim Zuschauen oft im Hals stecken.

furter Wochenmarkt: «Hallo, liebe Freund:innen und Feind:innen. Wenn's hässlich wird auch mal ohne :innen, also: Hallo, liebe Tötende, hallo, liebe Vergewaltigende, hallo, liebe Messerstechende. Ja?» Munterer Blick hinter seiner grossen Brille. «Ihr seid ja jetzt so viele, da muss man euch auch mal grüssen.»

«Hände ab oder Rübe ab»

Die lustige Marktfrau, Stammgast in der Sendung, überlegt kurz, ob es wohl «Vergewaltiger:innen» heissen müsse oder Vergewaltigende. Achim Winter: «Ich fahre jetzt nach Syrien. Jaja. Der syrische Tourismusminister hat uns alle eingeladen. In Syrien wären meine Töchter sicherer als hier, als in Neukölln, wo im Jugendzentrum sechzehnjährige Mädchen von Jugendgangs ungestört vergewaltigt werden, und die Jugendzentrums-

leitung hält diskret die Türe zu, damit keine Stimmung gegen Migranten aufkommt.»

Zum tätowierten Fischhändler mit dem Hipsterbart, der auch immer dabei ist, sagt Winter: «Ich hab mir immer vorgestellt, wie die Zentrumsleitung wohl aussieht. Und da hab ich gedacht, wahrscheinlich wie du.» «Echt?» «Ja, und mit einem Irokesen noch.» «Ui.»

Achim Winter: «Irgendwie erwische ich mich, dass ich hoffe, dass der Vater dieses Mädchens eher traditionell gestimmt ist.»

Der Fischmann: «Was ich von Bekannten, von Syrern und Türken, gehört habe. Die würden sich niemals in ihren Heimatländern so benehmen.» Dort gelte: «Hände ab oder Rübe ab. Das wissen die ...»

Da macht Achim Winter seine ausladende Armbewegung und ruft: «Schnitt!»

Als Nächstes stoppt er einen Araber. «Wo kommen Sie her?» «Aus Syrien.» Er sagt, wenn die Probleme vorbei seien, gehe er zurück nach Syrien. Aber jetzt seien die Probleme noch da. «Viele, viele. Jeden Tag immer hundert Leute (macht Schnittbewegung an Kehle). Syrienleute nicht gut. Deutschland sagt, alle Leute kommt hier. Hier Probleme macht.»

Winter fragt die Leute immer nach ihrem Thema der Woche. Dass der Grüne Cem Özdemir in Baden-Württemberg gewonnen habe, sagt eine Sechzigjährige mit glänzender Jacke. «Der sieht gut aus.» «Ach, das ist der Grund. Das ist der Habeck-Faktor.» «Ne! Ich finde, er kann schon ein bisschen mehr als Habeck.»

Augen zu, Kopfschütteln

Ein Paar, Mitte dreissig, sorgt sich wegen der AfD. Winter: «Die Wirtschaft geht *hardcore* bergab in Baden-Württemberg.» Grüne und CVP seien verantwortlich. «Und Sie machen sich Sorgen, dass die AfD zu stark wird?» «Ja.» (*irritierte Pause*). «Definitiv!» (*beide aus einem Mund*). «Warum?» Die Frau schüttelt den Kopf. «Da brauchen wir nicht drüber reden.» Er sekundiert: «Da brauchemer nicht drüber reden!» Und fast drohend: «Das ist glaube ich klar.»

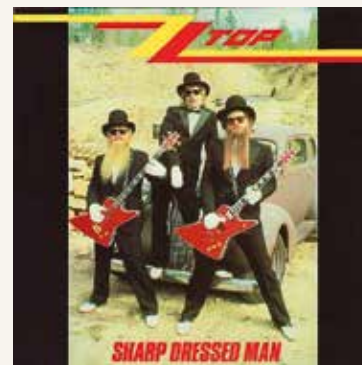
Eine Weisshaarige: «Ja kucken Sie mal, die Frau Weidel, die ist lesbisch und lebt in der Schweiz. Hallo?!» «Na ja, die lebt in der Schweiz, weil sie hier so arg verfolgt wird und angespuckt.» «Ja hoffentlich!» (*lacht*). Die AfD habe kein Konzept und sei rechtsextrem, meint ihre Kollegin. Auf Winters Einwand, die hätten ein 164-seitiges Programm, lachen beide herzlich: «Oh!» Ob sie's gelesen hätten? Augen zu, Kopfschütteln. «Nee!» Winter: Das sei ziemlich identisch mit dem der CDU vor fünfzehn Jahren. Wieder Heiterkeit und Grimassen.

«Winters Woche» wird immer beliebter und hat 215 000 Abonnenten. Das Lachen bleibt einem beim Zuschauen oft im Hals stecken – so viel Meinung und Empathielosigkeit bei so wenig Wissenwollen.

Songs für die Ewigkeit

ZZ Top: Sharp Dressed Man

Wenn die Bärtigen mit den billigen Sonnenbrillen zuschlagen, bleibt kein Auge trocken und kein Musikerherz hart. Sie interpretieren den Blues auf ihre eigene, packende Art, gewürzt mit einer Prise Humor und viel Feeling. Wir Krokusse hatten das Vergnügen, ein paar Mal die Bühne mit den drei Texanern zu teilen. Billy Gibbons hat diesen eigenen, unnachahmlichen, warmen Gitarrensound, Bassist Dusty Hill selig, der immer eine Deringer-Pistole im Stiefel trug, spielte einen formidablen Bass, und Frank Beard, der Einzige ohne Bart, peitscht die Band an den Drums vorwärts.



«Sharp Dressed Man» ist neben ihrem «La Grange» und «Gimme All Your Lovin'» der lockere Stimmungsmacher schlechthin. Der Song verbindet bluesigen Hard Rock mit einem modernen 1980er Sound. Markant ist der treibende Beat, die klaren Gitarrenriffs von Billy Gibbons und der lässige, selbstbewusste Gesang. Ergänzt durch einen kristallklaren und knackigen Sound, clever eingesetzte Drum-Computer plus Bass-Synthis. Plötzlich war da eine Bluesband, die nicht altbacken tönte, sondern durch einen neuen Klang und witziges Marketing die Airplay-Charts dominierte.

Der Text feiert Stilbewusstsein und Ausstrahlung: Ein gutgekleideter Mann brilliert durch Charme und Auftreten. Das ikonische Musikvideo mit den drei Models und dem roten Hot Rod machte den Song zusätzlich populär und lief auf MTV in Dauerschleife. «Sharp Dressed Man» steht bis heute für Coolness, Groove und den unverwechselbaren Sound von ZZ Top.

Chris von Rohr

Pop

Lust an der Selbstzerstörung

Thomas Wördehoff

Michel Houellebecq & Frédéric Lo:
Souvenez-vous de l'homme. Water Music

Betrachtet man eine aktuelle Fotografie von Michel Houellebecq, wird rasch klar, dass der Mann keine Pose einnimmt, und selbst wenn, wäre das auch nicht von Belang. Es heisst, er sei vor ein paar Tagen siebzig geworden (er wendet ein, dass seine Mutter ihn aus juristischen Gründen ein Jahr älter gemacht habe). Egal – der Mann ist offensichtlich ein Wrack, es geht ihm mies, und die ausgemergelten Sätze, die er von sich gibt, kommen aus tiefster Depression: «Es passiert gerade etwas sehr Schlimmes, aber ich weiss nicht genau, was», hinterlässt er in einem Interview, und er raunt es so, dass es einen fröstelt. Nicht nur dass er schon seit Jahren zum Fürchten aussieht – eingefallenes Gesicht, teilnahmsloses Lächeln, erloschene Augen –, seine Weltferne erinnert an eine andere grosse verlorene Seele unserer Zeit, den britischen Sänger Pete Doherty.

Na ja, der Vergleich liegt vielleicht nicht unmittelbar auf der Hand. Der Jüngere hat sich immerhin schon vor ein paar Jahren von Koks und Heroin befreit, aber eine Zeitlang schien der inzwischen 47-jährige Brite seinem schwindelerregenden Verfall ebenso achselzuckend beizuwohnen, wie Houellebecq es noch immer tut. Dass die Lust an der Selbst-

Im Zentrum steht der Autor, zuweilen ungenau, dann auch wieder berührend authentisch.

zerstörung als kreativer Kraftstoff funktioniert, ist ohnehin kaum mehr eine haltbare These – Pete Doherty ist jedenfalls nach Phasen ruinöser Abstürze inzwischen verheiratet und auch künstlerisch wieder produktiv.

Mehltau der Monotonie

Nicht unwesentlich zur Genesung des einstigen Junkies beigetragen hat der französische Musiker und Produzent Frédéric Lo, der 2022 Dohertys fast unbeschwertes Comeback «The Fantasy Life Of Poetry & Crime» einfühlsam produzierte. Und da treffen sich die Wege des Sängers und des Dichters. Auch Houellebecq tat sich nämlich mit dem einfühlsamen Musikprofi zusammen (der auch schon Stephan Eicher betreute) und wählte zwölf Gedichte aus, die Lo diskret mit eleganten Piano- und Streicher-Girlanden um-



Nicht ganz humorfrei: Musiker Lo (links) und Sänger Houellebecq.

spielte. Im Zentrum der Produktion steht der angeschlagene Autor, der seine Verse mit matt-abgeklärtem Impetus und rauem Bariton abliefern, zuweilen ungenau, dann auch wieder berührend authentisch. Kein eigentlicher Sprechgesang (ein Schauspieler ist Houellebecq nicht) – es ist anzunehmen, dass Frédéric Lo die Sprachaufnahmen seines Schutzbefohlenen penibelst zusammenschneidet und passgenau über die Musikbegleitung legt.

Das Ergebnis ist zwiespältig ausgefallen. «Man muss versuchen, genügend musikalisches Material zu haben, damit man vom Lied mitgerissen wird, aber gleichzeitig zurückhaltend bleiben, um wirklich auf den Text und die Stimme hören zu können», sagt Lo, und sein sparsam orchestrierter Klang-Fonds gibt ihm recht. Los eloquente Begleitung erinnert nicht selten an die federleichte Melancholie des Film noir aus den Siebzigern, und es ist wohl auch die neblig-trübe Atmosphäre der Filme von Melville, die über dem Album schwebt: ein Flair, das die Tristesse von Houellebecqs Versen angenehm unaufdringlich belebt. Schliesslich geht es um das eigentliche Ende des Menschen, es sind ja inzwischen die Maschinen, die sich miteinander verständigen. Houellebecq sieht sich als Herold des «Posthumanismus», er spricht bereits vom «Rückblick auf den Menschen».

Das Fazit von «Souvenez-vous de l'homme» treibt daher Houellebecqs Illusionslosigkeit auf die Spitze: «Erinnert euch, Freunde, an das Eigentliche / erinnert euch an den Menschen / erinnert euch lang.» Doch nicht nostalgische Wehmut peilt er an – Houellebecq ist eher im Terrain der radikalen Paradoxe zu Hause: «Es geht nicht einmal wirklich darum, dass der Mensch ver-

schwunden ist, sondern darum, dass wir nicht einmal sicher sind, ob er jemals existiert hat.» Tatsächlich: Die Idee hat was.

Ganz humorfrei ist das Album also nicht. Einzuwenden wäre allenfalls, dass sich nach drei, vier Chansons doch ein wenig der Mehltau der Monotonie herabsenkt. Houellebecqs Lesung legt nun mal einen gleichbleibend tristen Sound über sein Material. Wie gesagt, zwiespältig ist das Resümee: Gelegentlich ist da eine fast kindliche, blossgelegte Verletzlichkeit, die dann aber schnell im gleichförmigen Schwall der Worte und Klänge versickert. Gleichwohl, ein Dokument von Belang. Unser Tipp: das Werk in mehreren Tranchen hören.

Serie

Letzter Prinz Amerikas Regula Stämpfli

Love Story – John F. Kennedy Jr. & Carolyn Bessette: Serie von Connor Hines. Mit Paul Anthony Kelly, Sarah Pidgeon. Sechs Folgen. Auf Disney+

Sie ist atemberaubend schön, spricht wenig und stirbt bei einem Unfall. Er, der zerrissene «Sohn Amerikas», sitzt am Steuer. «John F. Kennedy Jr. und Carolyn Bessette» – ein Mythos unserer Zeit. Connor Hines erzählt ihre Geschichte als «Love Story», so romantisch wie verstörend.

Seit Orpheus wissen wir: Männer retten Frauen nicht, selbst wenn sie dies gerne möchten.

Der Held steigt in die Unterwelt, dreht sich um – und Eurydike ist für immer verloren. Typisch Mann halt, sagen wir heute. Männlicher Kontrollzwang und Ungeduld haben ja schon öfter das Leben von anderen gekostet. Auch die klassischen Mythen erzählen uns wortreich davon: Frauen sterben selten allein, sondern häufig durch den tragischen Helden. Die Weltgeschichte ist voller dysfunktionaler Liebesgeschichten. Medea hilft Jason. Und er? Verheiratet sich mit einer anderen. Männer suchen ja bekanntlich die Freiheit, Frauen dagegen ihre eigene Auslöschung.

Wie bei Romeo und Julia

Schon als Kind wurde JFK Jr. zum «American Prince» erklärt. Als Dreijähriger salutierte er am Sarg seines ermordeten Vaters – ein für viele unvergessliches Bild. In den 1990er Jahren stieg er dann zum begehrtesten Junggesellen auf: reich, schön, charismatisch. Sein Anwaltsexamen schaffte er aber erst im dritten Anlauf. Madonna, Daryl Hannah, Brooke Shields – sie alle dateten ihn. Doch er verfiel Carolyn Bessette. Wahnsinnig attraktiv, blond, langbeinig, blitzgescheit und unabhängig. Sie war die Assistentin von Calvin Klein und machte die Firma und sich selber zur Marke. Aus einem ganz anderen Milieu als die Kennedy-Dynastie stammend, war ihr die Liaison mit dem «ewigen Sohn der Nation» eher zuwider. Verständlich, denn New York war in den 1990ern das Frauenparadies: Fashion, Partys, gelegentlich Drogen, Freiheit, wie es sie sonst nicht gab. Glauben Sie mir, ich war damals mittendrin. Also konnte es mit «Carolyn und John» nicht gutgehen.

Doch JFK Jr. war besessen. Wer jemals geliebt hat, weiss, wie das ist: ein Drama aus Besitz, Verlust, Eskalation, Lust und Selbstzerstörung. Bei Romeo und Julia stirbt sie an Romeos Impulsivität, Ungeduld und mangelnder Kommunikation. Bei JFK Jr. ist es ähnlich: Knapp drei Jahre waren sie verheiratet, dann steuerte

er bei miesem Wetter seine «Piper Saratoga» ins Meer. An Bord waren Carolyn, die ihn Tage zuvor vor die Tür gesetzt hatte, und ihre Schwester Lauren; beide waren nicht begeistert, an einem Kennedy-Fest teilnehmen zu müssen.

Der Kennedy-Fluch, hiess es dann. Die Flugbehörde sprach von «spatial disorientation» – Orientierungslosigkeit in Nebel und Dunkelheit. Die Mechanik war nicht defekt, Hinweise auf Sabotage gab es keine. Die Bessette-Familie klagte wegen Fahrlässigkeit – und kassierte rund 15 Millionen Dollar Entschädigung.

Die Serie beginnt und endet mit dem Absturz, der Tragödie. «Love Story» ist voller schöner Bilder: jede Einstellung ein *Vogue*-Cover aus den 1990ern, weiches Licht auf Park-Avenue-Fassaden, der Glanz von Carolyns blondem Haar wie ein Statement gegen die grellen Blitzlichter der Paparazzi. Die Kamera umkreist das Paar hypnotisierend, fängt die Intimität ein und macht genau dadurch die Tragödie erträglich, ja fast ästhetisch. Man schaut gebannt zu, wie zwei schöne Menschen in einem goldenen

Man schaut gebannt zu, wie zwei schöne Menschen bis zum Absturz in einem goldenen Käfig tanzen.

Käfig tanzen, bis der Absturz kommt. Visuell ist das pure Verführung, ein Märchen, das in modernster, kristallklarer Bildqualität glänzt.

Der Kennedy-Mythos lässt sich auch als Vorbote unserer narrativen Illusionen deuten: Wer braucht schon die Wirklichkeit, wenn die romantisierte Fiktion doch mehr Wahrheit verspricht? Und der Lauf der Welt erfüllt die ewig gleiche Schleife. Carolyn und Lauren Bessette sind längst im Atlantik versunken. Und JFK Jr.? Er bleibt der Prinz, den die Nation vermisst. Disney+ nennt es «Love Story». Wir sollten es nennen, was es ist: die Mystifizierung eines destruktiven männlichen Versagens mit tödlichem Ausgang.

Jazz Der vierte Mann

Peter Rüedi

Biondini/ Godard/ Niggli: Fables of Time. Intakt Records, CD 449

Die Besetzung dieses Trios ist seltsam genug: Ein Kammerensemble dem äusseren Anschein nach, entfaltet es gleich im ersten Stück mit dem programmatischen Titel «I cercatori dell'invisibile» («die nach dem Unsichtbaren Suchenden») eine orchestrale Power ohnegleichen.

Luciano Biondini an dem etwas überinszenierten, das heisst am Mischpult in den Vordergrund gerückten Akkordeon, Michel Godard an der Tuba und ihrer frühen Variante, dem schlangenförmigen Serpent, und Lucas Niggli an Schlagzeug und vielerlei Perkussion – das klingt eher nach Guggenmusik *in nuce* als nach dem vierten Mann des Unternehmens, der da zumindest mit seinem langen Schatten präsent ist: kein Geringerer als Claudio Monteverdi, Grossmeister des Madrigals und Pionier der Oper an der Schwelle der Renaissance zum Barock (1567–1643). Eine Art Shakespeare der Musik mithin.

Zumindest in den vier Titeln von Godard und Monteverdis eigenem «Vi ricorda, o boschi ombrosi», also der Hälfte von allen, ist Monteverdi in «Fables of Time» (so der Titel der CD) präsent. «Für mich», sagt Godard, «war Monteverdi schon immer von grosser Bedeutung. Er war eine meiner ersten musikalischen Überraschungen und auch mein erster Zugang zur alten Musik. Seine Musik hat mich so tief berührt und seitdem nicht mehr losgelassen.»

So ist Monteverdi ein Zentrum der keineswegs konservativen, gelegentlich ausgesprochen entfesselten, ja, wilden Musik dieser «Fables of Time». Zwei weitere, besonders ausgelassene Kompositionen stammen von Biondini, je eine weitere von Carla Bley und von Steve Swallow, mit die ausformuliertesten des ganzen Albums, das aber in keinem Moment *overwritten* ist. Im Gegenteil. Es wurde im Studio in einem Zug und ohne jegliche nachträglichen Korrekturen und redaktionelle Eingriffe aufgenommen. Sozusagen «live im Studio».

Das ist ein Grund dafür, dass bei allem Respekt vor der alten Musik nie der Eindruck einer akademischen Veranstaltung aufkommt. Der andere: Die drei sind, bei aller musikhistorischen Bildung, zu sehr mit dem Jazz vieler Ausdrucksformen aufgewachsen, um nicht einen selbstverständlichen Drang zur Improvisation auszuleben.



Pure Verführung: Sarah Pidgeon und Paul Anthony Kelly.